

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1921

241 (15.10.1921) Die Mußestunde

Aus Welt und Wissen

Versuche im Geldschraffknoten. Eine Reihe eigenartiger Einbruchsexperimente wurden kürzlich, wie Ingenieur Melten in der „Anschau“ erzählt, auf Veranlassung der Vereinigung Deutscher Kriminal-Techniker in einer großen Geldschraffknotenfabrik ausgeführt. Die Firma hatte zu diesen Versuchen drei Geldschraffknoten zur Verfügung gestellt, und die erfahrensten Arbeiter versuchten nun mit allen Mitteln der modernen Technik, es den Geldschraffknoten gleichzumachen. Zunächst entfernte ein Meister der Fabrik an dem ersten Schraffknoten mit einer kleinen Brechlinse das Eisen an die nun freiliegende Öffnung und legte durch Hin- und Herbewegen des Hebels in wenigen Minuten den Mechanismus frei, worauf er durch Lösung einiger Schrauben die Geldschraffknoten öffnen konnte. Es gelang ihm, völlig geräuschlos in sechs Minuten seine Arbeit zu lösen. Der zweite Schraffknoten, der schon moderner konstruiert und mit einer Panzerplatte versehen war, wurde mit einem Schneidbrenner geöffnet. Sehr schnell schnitt die Stichflamme aus der Kasten für ein so großes Loch heraus, daß das Zurückziehen des Nadelwerkes innerhalb von 10 Minuten erledigt werden konnte. Der dritte Geldschraffknoten aber, der nach den neuesten Konstruktionen der Fabrik gearbeitet war, leistete sehr viel stärkeren Widerstand. Es war erst nach einer Arbeit von einer Stunde größtenteils möglich, die äußeren Stahl- und Panzerplatten durchzuschneiden. Als man aber dann auf die Füllmasse und die Kompositionenplatten kam, war — auch nach stundenlangen weiteren Schneidversuchen kein Erfolg wahrzunehmen, und so konnten sich die Teilnehmer an dem interessanten Experiment davon überzeugen, daß es tatsächlich Geldschraffknoten und Tresortüren gibt, die auch den modernsten Angriffsmitteln vollkommenen Widerstand leisten.

Gefährliche Krankheiten. In England wird jetzt der Film in Krankenhäusern zur Festhaltung bestimmter Krankheitsbilder verwendet. So wurden z. B. in dem Londoner Krankenhaus für nervöse Erkrankungen zwei Patienten im Film aufgenommen, die an unwillkürlichen nervösen Zitterbewegungen leiden. Der Film hält auf das genaueste alle diese krankhaften Bewegungen fest. Es ist dadurch möglich, die Krankheit genau zu studieren und die Filme haben für den Unterricht großen Wert. Man kann aber solche Filme auch an Spezialärzte versenden, um von diesen Urteile und Ratsschläge über die Krankheit einzuholen.

Vier Frauen für ein Pfund Tee. Während alles immer teurer wird, sind die Preise für Eskimofrauen recht billig. Ein Bericht aus Res Pas in Manitoba erzählt von einem Eskimotrappner, der vier Frauen für ein Pfund Tee und etwas Tabak kaufte. Überall blüht der Tauschhandel mit Frauen unter den Eskimos. So wechselte eine dieser nordischen Schönen in kurzer Zeit sechsmal den Besitzer, und zwar wurde für sie zweimal ein Pfund Tee gezahlt, zweimal eine Büchse kondensierte Milch, einmal ein Päckchen Tabak und einmal eine Speckseite. Nach dem Brauch der Eskimos kann der Gatte seine verlaufene Frau stets wieder zurückkaufen, wenn er das Doppelte des Preises bezahlt.

Beantwortung in Asam. In Asam herrscht eine Anzahl eigentümlicher Gebräuche. Dort ergreift die Braut die Initiative. Sie geht und holt sich ihren Bräutigam und es gehört dann zum guten Ton, daß er sich so gut als möglich verhält und sich aus allen Kräften wehrt, wenn er entführt wird. Mitunter geschieht es, daß ein Mann seine Frau raubt, aber gewöhnlich ist es die Frau, die den Mann entführt — das heißt, ihre männlichen Freunde tun es für sie. Reichen Frauen ist es auch gestattet, sich einen Mann für kürzere Zeit zu wählen; wenn sie seiner müde sind, geben sie ihm eine Summe Geldes und nehmen dann einen anderen.

Eine bedeutame Theaterfindung. Im Londoner Hippodrom wurde vor geladenem Publikum eine Erfindung vorgeführt, die geeignet scheint, namentlich bei Ausstattungstücken großen Stills unwirksam zu wirken. Der Erfinder, der russische Theatermaler Adrian Sachaloff, hat die Eigenschaft der Farben, auf verschiedenes Licht zu reagieren, zur Grundlage dieses Systems gemacht, das ihm gestattet, durch einfache Einschaltung oder Ausschaltung der Beleuchtung die Szene vollkommen zu verändern. Man sah auf offener Szene aus einem Wald einen indischen Palastpalast entstehen, man sah ferner, wie außer der Dekoration auch das Kostüm durch Anwendung desselben einfachen Hilfsmittels — der veränderten Beleuchtung — vollkommen umgewandelt wurde. Aus einem modernen gekleideten Paare wurde vor den Augen des Publikums durch Veränderung der Lichteffekte ein indisches Fürstpaar in orientalischer Kleidung. Auch die Statisten wurden auf demselben Wege im Brustbild einer Sekunde „umgekleidet“.

Schriftleiter: Hermann Winter, Druck und Verlag von Wed. u. Cie., beide in Karlsruhe, Luitpoldstraße 24.

Rätsel

Bilderrätsel



Spitzen-Rätsel

a h a a l a l o
c r f a t a t a r
s s s s s s s s
e e e e e e e e

Die Punkte dieser Abbildung sind durch Buchstaben zu versehen, derart, daß senkrechte Wörter entstehen. Sind es die richtigen, so nennt die oberste wagrechte Linie eine Provinz Deutschlands.

Auflösungen der Rätsel in der Nummer der 40. Woche

Magisches Quadrat:

A	M	O	R
M	O	D	E
O	D	I	N
R	E	N	I

Reisestartenrätsel: Versicherungsinspektor.

Rätsel: Eger — rego.

Richtige Lösungen gingen ein: Karl Knapp, Fritz und Peter Hermann, Karlsruhe; Frau Emma Wader, Friedrich W. u. fen., Hermann Weiß jun., Karlsruhe-Mühlburg.

Witz und Humor

Klopier. Der kleine Fritz hat zum erstenmal auf einem Flügel vierhändig spielen sehen. Zu Hause erzählt er: „Denke mal, Mutti, wir haben ein Klavier gesehen, das war so groß, da müssen immer zwei Menschen darauf spielen, damit sie überall hinkommen.“

Seine Mischung. „Näht du denn deine Zigarren auch des Nachts im Schrankfenster? Hast du keine Angst, daß es mal ausgeräumt wird?“ — „Ach wo! Ich lege abends bloß ein großes Schild ins Fenster, darauf steht: Meine Marke! Feinste Mischung! Stück 50 Pfg.“ (Dorfbarbier.)

Zurechtweisung. „Fräulein Lisbeth, ich glaube, Sie sind Ihrem Prinzip nicht treu!“ — „Das ist eine ganz abscheuliche Verleumdung! Und außerdem heißt er Max!“

Ein erster Fall. In der Ausstellung hängt ein expressionistisches Porträt der Herzogin. Die Dame sitzt in einem hochlehni gen Stuhl, ihre Augen liegen auf einem niedrigen Tischchen, das neben ihr steht, oben links in der Ecke schweben ohne Zusammenhang mit dem übrigen ihre Hände. Vor dem Bild steht ein bekannter Künstler, der Medizinalrat K. Der Maler tritt zu ihm. „Wie ich sehe, interessiert Sie das Bild, mein Herr.“ — „Ja!“ — „Und was sagen Sie dazu?“ — „Wenn die Frau nicht binnen zehn Minuten operiert wird, ist sie verloren!“

Die Witzstunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

41. Woche

Karlsruhe, den 15. Oktober

1921

Sehnsucht

Einen höchsten Berg hatt' ich erstiegen,
Über mir den blauen Himmelstag.
Große, fremde Vögel sah ich fliegen,
Sonnennwärts, mit rauchem Flügelschlag.

Rehnt mich mit! Ich kann nicht höher steigen,
Zu den Sternen führt kein Weg empor.
End' doch sind die festigen Weiten eigen!
Aber schon verhallte fern ihr Chor.

Abwärts stieg ich unter Wäldernausen,
Bäche stürzten neben mir zu Tal.
Zimmer hört' ich nur das mächtige Drausen
Dieser Schwingen, hört es mir zu Qual!

Bleibe mir in Deiner stillen Hütte,
Wo ein kleines Glück Dir aufgetischt,
Und auf Deines Herdes Feuer schüttle
Neue Kohlen, daß es nicht erlischt.

Aber immer treibt es mich nach oben,
Endlos kuppelt sich das Himmelstuch,
Und die Arme sehnsuchtsvoll erhoben,
Weint mein Herz den großen Vögeln nach.

Gustav Falke.

Der Jahrmarkt zu Ogdorp

Von Emile Verhaeren

Alljährlich im Juni findet in dem kleinen Dorfe Ogdorp, dicht an der Grenze von Flandern und Brabant, ein berühmter Jahrmarkt von himt und heiter aufgeputzten Pferden statt. Um ein weites, rasengeschmücktes und von Ulmen, Eichen und Weiden gezieres Wäldchen reihen sich die Häuser — ihre Manern gleichen weißen Mäcken, ihre Dächer roten Schuppen — und sie bewachen einander mit den frisch gewordenen und sauberen Augen ihrer Fenster. Am Ende steht die Kirche mit dem Turm und seinem goldstrahlenden Gahn; um sie der arnselige, umgeäumte Friedhof.

Das Dörfchen ist still, traurig, unscheinbar. Die Arbeit geht dort in Regelmäßigkeit, ohne Eile, mit langsamen Händen vor sich, als wollte man, ohne jemals es zu verwirren, das nützliche und kostbare Gewebe der Zeit abspinnen.

An Werktagen entströmt den Kellern ein Duft von Butter und Milch. Langsam hinziehende Kuhherden kommen des Abends von der Tränke und den Wiesen heim; hinter ihnen pfeift der Kuhhirt sein Lied. Ein Brüllen wird laut, ein Lohrmarkt, ehe sich schlief. Nur der Turm verbreitet mit seinem Geläute des Sonntags ein wenig frommes und wärmeres Leben. Man drängt sich zur Messe, zur Vesper, zum Schlußgebet. Vom Montag an wird alles Leben wieder still und tritt in seine geregelte und eintönige Ordnung.

Der Jahrmarkt von Ogdorp aber ist berühmt. Da finden sich beim ersten Morgengrauen die linsigen Zülfen ein, die neben ihren Mittern mit kindlichem Trab daherschleichen; die ungeheuren Hengste, die von Wauernbüscheln am Halfter geführt werden; dann Arbeitstiere, eine Art von eigenartigen und noch kräftigen Dienstboten nach weiß Gott wie viel erbrachten Saaten und Ernten, nach weiß Gott wie vielen Mähen im weichen, fetten Boden der flandrischen Hochfelder.

Sie ziehen längs der Buden hin, und die Hanswürste erschrecken sie durch ihren Rart, schlagen sie mit ihren hölzernen Degen auf die Kruppe, schimpfen auf ihre tölpelhafte Art und machen sich über ihre wolligen Schwänze und die durch ihre Bottigkeit noch schwerfälliger aussehende Nase lustig, die groß und rund sind wie riesige Schwämme. Zwischen Bauern und Clowns entlekt Streit, die einen bekräftigen ihren Born mit Faustschlägen, die anderen schütteln flink und lachend ihre Bekämpfungen gleichsam aus dem Kermel und bekräftigen sie mit einem Kastenfüßer. Schreie erkönen, streifen an den Anschlagzetteln vorbei, verlaufen sich in den Gassen und Gäßchen aus Feltuch und vermengen sich mit dem Wiehern der Pferde, den Fußschlägen, dem Klang des stolpernden Galopps auf dem Pflaster. Sobald die Trompeten und Posaunen und die große Trommel sich hören lassen, wird der Spektakel zur Kaserie. Es ist, als ob das ganze Dorf sich in einen riesigen Strahl von Geköse verwandelt hätte, in dem schrille Löhne, freche Pfliffe und furchtbare Rante die derben, düsteren und roten Wunden darstellten.

Trotzdem aber finden sich die Leute aus der Umgegend, obwohl es noch jährlich bei diesem Feste sehr übermäßig angeht, immer spärlicher ein. Sie haben ihre guten Gründe.

Seinerzeit sandten die Bischöfe von Gent und Tournai ihre Stallmeister hin; die großen Abteien von Averbode und Berck trafen dort die Auswahl ihrer Tiere, und hauptsächlich schickte die Leichenbestattung der kleinen Stadt Termonde aller fünf Jahre ihren prunkvollsten Totenwagen, gezogen von vier schwarzen, abgenützten, mageren Mähren, die man nach einigen Dienstjahren ersetzen mußte, damit der Pomp der wohlbestallten Leichenbegängnisse keine Kritik zu fürchten habe.

Sobald die Ankunft des Wagens angezeigt war, bestiegen die Hanswürste wieder die Büline und überboten sich in närrischen Reden. Vier vergoldete Gelethe hingen zur Seite des Gefährts ein Clown kniff sie ins Kinn, ein anderer steckte Blumen in ihre Nasenlöcher. Die Musikanten bliesen mit geschwollenen Backen heftige Trauermärsche, aufgeregte Affen verenkten sich in Sbrüngen längs der Budenplanken, und die Schlagenbändigerin, ihre Niesenschlange um den Leib gewunden, packte den Kopf des Tieres und streckte ihn mit offenem Mache dem nächsten finsternen Fahrzeug entgegen.

Der Wagen fuhr langsam an den jüdischen und ardeten Mummenschanz vorbei, streifte mit seinen Federn, blühen und schwarzen Behängen den gemeinen, grellen Anspuk, die Kreuz und quer aufgeklebten Anschlagzettel und die gebühten Fahnen und Wimpel. Das Gefährt war voll nichtsmutiger Gassenjungen und -mädchen, die auf der Brettern, die sonst zum Tragen der Särge dienten, herumtanzt und sich hin- und herstießen. Neben dem Gredenturm hatten sich ein oder zwei Künstler aufgestellt. Und damit der Frevel vollständig sei, brannten düster und abgedunkelt die Lichter der vier Laternen.

Der Rulcher stellte im Gaihof „zu den drei Königen“ ein. Sobald er angezündet hatte, verkaufte er seine Tiere, die den Abdecker schielenden Augen betrachteten. Nach handelte er andere ein, ohne den Preis besonders zu drücken; die Leichenbestattung von Termonde war reich.

Und kaum war die Wirtin bezahlt, das Glas in Glas geleert, die Sarrische und das Satteltzug geklärt, die Kiemen verkauft oder zerklüftet . . . je nach dem Maß der neuen und diesmal munterer Regie begab sich das ver-

jüngste Geßpann mit den Kirchenvorstehern und Gassenjungen, die auf den Sigen und Brettern thronen, wieder in Bewegung. Es schlug denselben Weg ein, den es gekommen war, aber diesmal stellten die Jahrmarktsteute, die jetzt vor seinem anständigen Aussehen ernster und fast ehrfurchtsvoll verharrten, alle Köpfe ein. Ein wenig Staunen, wenn nicht gar ein wenig Furcht, hatte sie ergriffen, und man sah, wie ihre Frauen sich bekränzten. Der Tod, der des Morgens zerklagen, hinfend, abgebraucht zu nichts mehr nütz geblieben hatte, trachte nun, herausgeputzt, wie zum Kampfe, wieder munter von dannen.

Nun geschah es, es dürfte so zwanzig Jahre her sein, und seither ist der Jahrmarkt wie verflucht — da waren die neugewählten Pferde so ungestüm und unlenksam, daß sie das Dorf im Sturm lauf verließen. Sie rannten Buden und Geßelle um, und weiter draußen, auf der Landstraße, gingen sie vor einer am Wegrand aufgepflanzten Vogelstrecke durch. Die auf den Wagen Gekletterten bekamen Angst, einige sprangen, auf die Gefahr hin, sich zu erschlagen, auf Böschungen in die weiche Erde am Wege, andere wieder, aneinander gefauert, stießen so schreckliche Schreie aus, daß die Reute mit zum Himmel gerungenen Händen aus den Gehöften hervorkamen. Im vollen Sonnenchein, mit fliegenden Behängen, polternden Rädern, stürzte der Reichenwagen, ein lebendiges schwarzes Gefäß, vorbei. Die Laternen hüpfen in ihren Unterläden, das entwirrte Kreuz wurde heftig von rechts nach links und von links nach rechts geschüttelt, die Silberfransen verwickelten sich in den Büschen, und an den Zweigen blieben schwarze Fetzen hängen.

Von den Wällen in Termonde sah man diesen Wirbel herantommen, und der Schreden war groß. Man ängstigte sich hauptsächlich wegen der Kirchenvorsteher, dieser ehrbaren, gebiengen Würdenträger, deren Weine nicht mehr geschmeidig genug waren, um abzuspringen.

Der wildwütende Reichenwagen durchquerte die ganze Stadt. Das gab Schreien und Klagen. Das Entsetzen verbreitete sich von Haus zu Haus, von Stadtteil zu Stadtteil. Man sah Frauen, die die Hände nach ihren Knaben oder Mädchen ausstreckten, die der Wirbel mit fortführte. Ein Greis wurde über den Sausen gerannt. Die Straßen leernten sich . . . bleiche Gesichter drückten sich an die Fensterscheiben. Leute liefen atemlos hinter dem Wagen her. Der Blöcker am Hauptplatz wollte die Sturmglocke läuten, aber der Tod lief zu rasch, und der Blick seines Vorbetragens traf schon das entgegengekehrte Ende der Vorstädte.

Die wahnwitzigen Pferde, weiß von schäumendem Schweiß, blut an den Mäulern, hielten erst vor einer Friedhofsmauer an. Eines von ihnen schlug hin. Ein kleines Mädchen wurde getötet. Einem Kirchenvorsteher wurde das Bein zermalmt. Alle anderen hatten Verletzungen zu beklagen. Nur der Kutscher kam heil davon, ohne den kleinsten Riß, und da sich die Pferde ihrerseits von ihrem Schreden erholt hatten, lachte er schließlich über das Abenteuer. Aber die Menge ließ sich ihre Furcht nicht nehmen. Was für ein unglückseliges Geschehnis mochte dieser so sinnfällige Unglücksfall voraussetzen. Sie verdoppelten ihre Gebete und Andachtsübungen. Es half nichts.

Während des endlosen Winters wurde die Stadt durch ein unbekanntes Fieber verwüftet, und die Schelde trat dreimal über die Ufer. Die Straßen, durch die der Reichenwagen gekommen war, wurden vor allen anderen ergriffen. Die Trauer erstreckte sich bis Oudorp.

Wie sehr schwand aus dem reinen netten Dorfe die Anhe! Täglich gab es einen Todesfall. Dies dauerte Monate und Monate solchermaßen an, daß man den Friedhof vergrößern mußte. Noch heute hat sich die Erinnerung dieses schwarzen Ereignisses kaum abgeschwächt, ja man sagt, daß in wenigen Jahren der berühmte Jahrmarkt von Oudorp aus den Kalendern gestrichen sein wird.

Aus dem in Kürze im Juli 1891 erscheinenden Buche „Fünf Erzählungen“, das Friederike Maria Zweig übersetzt und Franz Masereel mit 28 Holzschnitten schmückt hat.

Albanische Blutrache

Von Dr. Hans Rohden

Die Gewalttate im südslawischen Staate haben dessen Regierung veranlaßt, einen Gesetzentwurf vorzulegen, der in 26 Artikeln alle Anstrengungen macht, jede Opposition mit Gewalt unterdrücken zu können. Aus dem Wortlaut des „Gesetzes zum Schutze des Staates“, wie ihn die „Wiener Arbeiterzeitung“ veröffentlicht, ersieht man, daß mit den gleichen drakonischen Maßnahmen gegen die Ausübung der Blutrache vorgegangen werden soll. Es ist sogar vorgesehen worden, daß bei Minderjährigkeit des Märders die Verwandten bis zum vierten Grade mit der gleichen Strafe bedacht werden sollen. Diese letzte Bestimmung erscheint uns aber ungemein hart und ungewöhnlich, einem Kulturvolk ungebührlich, findet aber ihre Erklärung in dem Wesen der Blutrache.

Der neue südslawische Staat hat einen Teil Albanien mit in seine schützende Obhut genommen, ein Land, das in den letzten Jahrzehnten fast alljährlich der Herz der Balkanwirren war, welche kriegerischen Auseinandersetzungen wieder auf die uralte, mit religiöser Inbrunn geübte Volkstheorie der Blutrache zurückzuführen waren. Schon das alte Serbien hat viel unter diesen Vorhängen der Albanesen auszuhalten gehabt und auch der neue Staat war erst im letzten Frühjahr durch einen Aufstand der Albanesen in seinem inneren Bestande arg bedroht. Die Albanesen sind eines der ältesten Völker der Erde, und man glaubt, genügende Beweise dafür zu haben, daß sie die direkten Nachkommen des alten Volksstammes sind, der im Altertum erst von den Römern und dann mit diesen von den Römern unterjocht war. Nach dem Zerfall des alten Serbien rechnet Albanien zum türkischen Machtbereich, doch lebten die Bewohner des Berglandes in völliger Freiheit, da die Türken von ihnen weder Abgaben noch die verlangten Heeresdienste erlangen konnten. Die Albanesen scheiden sich in viele kleine Stämme, die alle unabhängig voneinander eigene Verfassung und Verwaltung haben. Die Bergbewohner haben aus dem 15. Jahrhundert überlieferte Gesetze. Die Bergeshen privater Natur aber werden nicht von Staats wegen, sondern von den Betroffenen nach den ungeschriebenen Gesetzen der Blutrache gehandelt.

Die Blutrache ist den Albanesen von klein auf anerzogen als ein heiliges Gebot, und ist ihm als Kind die Pflicht überkommen, etwa den erschlagenen Vater zu rächen, da dieser weder Brüder noch andere Verwandte hinterließ, so wird der Knabe kaum erwachsen nicht eher ruhen, als bis er das ihm überkommene Gebot erfüllt hat. Es wird das seine erste Tat sein, für die er sich als Mann einsetzt. Dabei ist natürlich erklärlich, daß der der Blutrache Verfallene sich ihr durch die Flucht zu entziehen sucht. Um aber nicht seine Angehörigen mit diesem Bann zu belasten, zieht seine ganze Familie mit ihm. Der Mörder aber muß hinter ihm her und muß selbst nach Jahren noch ihn aufzufinden wissen, selbst wenn er in einem andern Lande wäre. Aber nicht nur der eigentliche Mörder, sondern auch, wenn dieser nicht mehr zu erlangen, seine Angehörigen haben für ihn einzustehen und sind der Blutrache verfallen. So geschieht es oft, daß große Familien auswandern, um nur diesem barbarischen Gebot zu entgehen, und es ist nicht selten, daß alle Männer einer Familie diesem Schreden zum Opfer gefallen sind. Nicht bezeichnend für das Verhältnis der Ehegatten zueinander ist, daß für eine erschlagene Frau niemals der Mann der Mörder ist, sondern deren Brüder oder andere Angehörige. Die Blutrache geht vom Vater an den Sohn und von diesem an den Enkel, und da für jeden durch die Blutrache gefallenen wieder das Gebot der Blutrache besteht, kann es zur Ausrottung ganzer Familien und Dörfer kommen, wenn nicht doch eine Veröhnung eintritt.

Eine solche kann in jedem Falle stattfinden. Eine Veröhnung tritt meist ein, wenn es sich nicht um einen Mord handelt, es sich also nicht um eine Tötung mit Absicht und Vorbehalt, vielmehr aus Unachtsamkeit oder Zufall handelt. Die Wöhnung besteht in einem bedeutenden Geschenk, das die der Blutrache verfallene Familie der Familie des Getöteten schuldig ist und das in eiter Summe haren Geldes, in kostbaren Waffen, einem Pferde oder sonstigem Ausbich bestehen kann. Bei einer solchen Ausöhnung sind Vermittler tätig und die Veröhnung, kommt sie zustande, gilt für die Dauer und der für sie in Betracht kommende Fall wird als endgültig erledigt angesehen. Für den Akt der Ausöhnung gibt es eine besondere Zeremonie, deren Höhepunkt der Schwur ist, sich nichts weiter nachtragen zu wollen. Der Sünder wird mit verbundenen Augen an den für die Veröhnung ausgesuchten Platz geführt. Das Gewebe umgehängt, geht er gemessenen Schrittes wie zu einer Nichtstätte, wo nun der aufregendste Moment vor sich geht. Der Gegner nimmt ihm nämlich das Gewebe ab und es kommt nun darauf an, ob er es nun auf den Schuldigen richtet oder es in die Luft abfeuert. Erstickt der Mörder, von dem Gebot der Blutrache übermannt, hier noch seinen Gegner, so fällt den Vermittlern der Ausöhnung das Gebot der Blutrache zu, da sie sich für die Ausöhnung eingesetzt und verpflichtet haben und sich der Schuldigen im Vertrauen auf sie vor den Gegner hat führen lassen. Kommt die Veröhnung aber zustande, geht der Schwur in die Luft, so wird die Binde von den Augen gelöst, die Widersacher fallen sich in die Arme, tauschen ihre Gewehre aus, brechen eine Krüge, von der jeder einen Teil erhält, und die Freundschaft gilt als geschlossen bis — wieder ein neuer Fall die Blutrache fordert.

zu rache übermannt, hier noch seinen Gegner, so fällt den Vermittlern der Ausöhnung das Gebot der Blutrache zu, da sie sich für die Ausöhnung eingesetzt und verpflichtet haben und sich der Schuldigen im Vertrauen auf sie vor den Gegner hat führen lassen. Kommt die Veröhnung aber zustande, geht der Schwur in die Luft, so wird die Binde von den Augen gelöst, die Widersacher fallen sich in die Arme, tauschen ihre Gewehre aus, brechen eine Krüge, von der jeder einen Teil erhält, und die Freundschaft gilt als geschlossen bis — wieder ein neuer Fall die Blutrache fordert.

Zu Betracht kommt hier aber noch, daß die Gastfreundschaft ein ebenso heiliges Gebot ist wie die Blutrache. Das Haus gilt für den Albanesen als unversehrlich und in einer Befahrung gilt das Gebot der Blutrache nicht, so daß die Gegner sogar in gleicher Weise und nebeneinander sitzend die Gastfreundschaft des Hausherrn genießen können. Hat einmal der der Blutrache verfallene in einem Hause gastliche Aufnahme gefunden, so ruht die Blutrache für die ganze Dauer des Aufenthaltes in diesem Hause und der Gastgeber ist in jeder Weise zum Schutze seines Gastes verpflichtet. Wird dennoch, solange der Verfolgte das Gastrecht eines Hauses genießt, dieser von der Blutrache betroffen, so fällt seinem Gastgeber die Pflicht zu, ihn wiederum zu rächen. Und da jeder Akt der Blutrache wieder das Gebot und die Verpflichtung der Blutrache bedingt und auslöst, geistigt sie immer auch die weitläufigsten Verfolgungen und kriegerische Verwicklungen, die ganze Stämme gegeneinander austragen, das Land in Aufruhr bringen und auch über die Grenze getragen werden.

Alle Mittel, diese barbarische Sitte auszurotten, mußten bei diesem Naturvolk, dem nicht beizukommen war, schlagelagen. Jetzt will es der südslawische Staat mit gleich barbarischen Strafen versuchen, die androhen, die Familien und ganze Dörfer von ihren Wohnstätten zu vertreiben und diese zu zerstören. Ob er aber erreicht, was die Türkei in den Jahrhunderten ihrer Herrschaft nicht vermochte, erscheint bei diesem Volk noch sehr fraglich.

Für unsere Frauen

Geh fleißig um . . .

Geh fleißig um mit deinen Kindern! Habe sie Tag und Nacht um dich, und liebe sie, und laß dich lieben einzig schöne Jahre: Denn nur den einzig Traum der Kindheit sind sie dein, nicht länger! Mit der Jugend schon durchschießt sie vieles bald — was du nicht bist, und laßt sie mancherlei — was du nicht hast, erfahren sie von einer alten Welt, die ihren Geist erfüllt; die Zukunft schwebt nun ihnen vor. So geht die Gegenwart verloren. Mit dem Wandertäschchen dann voll Nützlichkeiten zieht der Knabe fort. Du siehst ihn, weinend nach, bis er verschwindet. Und nimmer wird er wieder dein! Er kehrt zurück, er liebt, er wählt der Jungfrau eine, er lebt! Sie leben, andre leben auf aus ihm — du hast nun einen Mann an ihm, hast einen Menschen — aber mehr kein Kind! Die Tochter bringt vermählt dir ihre Kinder aus Freude gern noch manchmal in das Haus! Du hast die Mutter — aber mehr kein Kind! Geh fleißig um mit deinen Kindern! Habe sie Tag und Nacht um dich, und liebe sie, und laß dich lieben einzig schöne Jahre.

Reopold Schejter

Der Kuß als Kulturerbeinung

„Warum küssen sich die Menschen?“ fragt Scheffels Vater Hildebrand, und die mannigfachsten Antworten sind darauf gegeben worden. Die einen haben gesagt, er sei ursprünglich eine Art „Verleihen“ gewesen. Plutarch meint, man habe zunächst den Kuß dazu benutzt, um bei den Frauen, denen das Weintrinken verboten war, festzustellen, ob sie etwa doch ein Gläschen genehmigt. Ein klassisches Epigramm steht im

Kuß ein Zusammenfließen der Seelen, die im leichten Sauch aus einem Körper in den andern wandern. Am ehesten dürfte man dem Engländer Steele recht geben, der das Küssen überhaupt nicht erklären wollte, sondern darin „eine dem Menschen angeborene Tätigkeit“ sieht. Gegen diese Naturnotwendigkeit des Kusses aber erhebt die Völkerkunde gewichtige Bedenken. Darwin hat darauf hingewiesen, daß das Küssen durchaus nicht allerorten Brauch ist.

Die Maori in Neuseeland, die Eingeborenen von Tahiti, die Papuas kannten es ebensowenig wie die Feuerländer, die Somalis so wenig wie die Eskimos. Bei den zahlreichen primitiven Völkern, die die Lippen durch Holz, durch große Ringe usw. verzieren, ist ein zärtliches Verühren der Mäuler an und für sich ausgeschlossen. Bei vielen Stämmen aber gilt der Kuß direkt für etwas Ungehöriges. So erregte Binwood Mead das Entsetzen einer Negerin, als er sie küßte, denn in ganz Westafrika war damals (1863) diese Liebtosung unbekannt, und Bahard Taylor erklärte eine Lappländerin, als er ihr erzählte, daß in England Mann und Frau sich küßten, sie würde ihren Mann schwer dafür leiden lassen, wenn er ihr einen solchen Schimpf antun wollte. Eine Art „Anerkennung“ gibt es freilich auch bei diesen Völkern. Sehr beliebt ist das Aneinanderreiben und -drücken der Nasen, so in Neuseeland und Lappland, bei den Malaien und Chinesen. Anderwärts knippt und reibt man sich die Arme, Brust oder Bauch; man steichelt das eigene Gesicht mit den Händen oder auch die Füße des andern; man bläht sich gegenseitig auf verschiedene Teile des Körpers usw. Ohne etwa wenigstens dem Kuß Neuliches, wodurch Neigung und Freundschaft ausgedrückt wird, kommt nun einmal die Menschheit nicht aus, und so hat denn der Kuß in der Kulturgeschichte eine gewaltige Rolle gespielt.

Im 17. Jahrhundert erschienen eine ganze Reihe bieder Solianten, die (1630) sich mit dieser „Lippenübung“ beschäftigten, sie trugen, wie Herrenschilder, „Osculologia“ allerlei Juristralitäten zusammen, breiteten wie J. F. Beseke „De Osculis“ (1675) eine reiche philologische Gelehrsamkeit aus und betrachteten den Kuß vom juristischen Standpunkt wie Lantius und Kornmannus. Man mühte sich in dieser Blütezeit der Kußwissenschaft um die beste Definition des Kusses. So heißt es im „Frauenzimmerlexikon“ des Amarantus: „Kuß oder Mäulgen, auch Schmäggen und Beikgen genannt, ist eine aus Liebe beruhende und einträchtige Zusammenflutung und Vereinigung derer Lippen, wo der Mund von zwei Personen so fest aneinander gedrückt wird, daß die Lippen bei dem Abzug einen rechten und deutlichen Nachklang zum Zeichen des Wohlgeschmades von sich geben.“ Daneben gab es auch noch viele Unterarten und Variationen des Küssens. In neuerer Zeit hat der dänische Historiker Nyrop diesem lödenden und stets aktuellen Thema ein tiefgründiges Werk gewidmet und der Germanist Siebs hat sich mit dem Kuß in sprachlicher und volkskundlicher Hinsicht eingehend beschäftigt.

Schon die Bibel kennt neben dem Kuß der Liebenden die mannigfachen Formen des Küssens: Laban küßt zum Gruß seinen Neffen Jakob, zum Siegel der Freundschaft küssen sich David und Jonathan; zum Zeichen der Veröhnung küßt Esau den Jakob; König David gibt als eine Gnade seinem Untertan Barsabbai einen Kuß; die Diener küssen zum Zeichen der Untertänigkeit Hand, Fuß, Knie und Rocksaum des Herrn. Nicht anders bei den Griechen. Was man liebt und ehrt, berührt man mit der Lippen; Epaminondas küßt voll Freude den gerecketen Schild. Miltiades, heimkehrend, den heiligen Mutterboden. Bei den Römern durfte man sich vor andern überhaupt nicht küssen, und Plutarch erzählt, daß einer, der seine Frau in Gegenwart seiner Tochter küßt, bestraft worden sei. Bald aber ward der Kuß auch in Rom aus dem intimsten Kreis in die Öffentlichkeit gezogen. Nach Herodot sollen die Perser den Kuß als zeremonielle Begrüßung eingeführt haben. In Rom spielte er in der Kaiserzeit eine große Rolle; am byzantinischen Hofe waren alle Rianzen vom Fuhrfuß bis zum Verühren der Stirn und Wangen mit den Lippen aufs feinste ausgebildet. Bei den ersten Christen erscheint der Friedenskuß beim Abendmaß und wird in die Liturgie eingeführt. Diese frommen Kußbräuche der mittelalterlichen Christenheit leben heute nur noch im „Osterkuß“ der griechisch-römischen Kirche fort. Auch im deutschen Recht wird der Frieden mit einem Kuß besiegelt. Im deutschen Märchen läßt der Kuß alles Böse vergehen, gibt aber auch die verlorene Erinnerung zurück; durch einen Kuß werden die Vermissten und Verzauberten vom Banne erlöst. Gequälte Geister, die zur Strafe für ihre Sünden auf Erden umgehen müssen, finden durch einen Kuß die ewige Ruhe. In vielen Gegenden galt es als Schutz gegen Gewitter, wenn man dreimal die Erde küßte.

L. S.